…ürmische Natur, aber ohne jede mittelalterliche und mystische Dumpfheit, denn nicht nur über seinem Decameron, sondern auch über allen seinen Dichtungen und Diskursen leuchtet ein Sonnenschein, der uns gegenüber der Düsternis und scholastischen Pedantrie von Dantes Göttlicher Komödie wie ein neuer Weltentag anmutet. Das rein menschliche Denken und Empfinden, dem Boccaccio von allen Vätern der Renaissance als allererster Ausdruck gegeben hat, umleuchtet auch die Welt der Frau. Er führt das Weib aus dem Ideal- und Puppenzustand der Minnesänger, aus schlostisch verblasener Heiligkeit und Schattenhaftigkeit in das Leben ein, er stellt den Begriff der Dame in das Milieu der bürgerlichen Gesellschaft und variiert ihn in hunderten Fällen nach der Natur ohne Schminke und Feigenblatt. Das aber hat man ihm bis auf den heutigen Tag noch nicht verziehen. Man übersieht, daß sich in Boccaccio die Sturm- und Drangperiode der hereinbrechenden Renaissance darstellt, man möchte nach dem Maßstab moderner Prüderie jene Zeit bewerten, die zwischen Begeisterung, Leidenschaft und Gewaltsamkeit haltlos schwankte, aufgerührt durch Pestilenz, Meuchelmord, Aberglaube und Gesetzlosigkeit. Aber genau betrachtet, sind die anstößigen Stellen des Decameron kein eigentlicher Ausfluß von sogenannter Unmoral oder lüsterner Frivolität, Boccaccio war kein Satyr, wie so mancher der späteren Italiener und Franzosen, er stellt die ausgelassenen Gestalten seiner Zeit vor den Hohlspiegel der Satyre und des Humors.

Der Grundquell aller seiner Dichtungen ist die Liebesleidenschaft. Einer der schönsten Männer seiner Zeit, voll Fröhlichkeit und Sinnenglut, überläßt sich Boccaccio in reiner Tugend allen Lockungen und Irrungen, die ihm die herrschende Sittenverwilderung bot und erlaubte. In Neapel war er in ein leidenschaftliches Verhältnis zu einer vornehmen jungen Frau getreten, der natürlichen Tochter König Roberts, der Schwester und Freundin der Königin Johanna, der Gemahlin eines Neapolitanischen Großen. Unter dem bedeutsamen Namen Fiametta wird sie in allen Dichtungen Boccaccios gefeiert. Die wechselvolle und schicksalsreiche Liebe zu ihr ist das Grundmotiv all seines Dichtens, ja selbst der Ursprung und die Quelle seiner gesamten Empfindungen und Denkweise. Auch dem Humanismus hat er sich mit der ihm eigenen Sturm- und Drangstimmung, in ähnlicher Weise wie die Zeitgenossen des jungen Goethe, in die Arme geworfen. Die Wandlung aus der scholastischen Düsternis zur Sonne Homers war bei ihm das Ergebnis tiefster Entwicklungsnotwendigkeit. Wie hätte dieser ungestüme weltfrohe Sinn Genüge haben können an der Frage mittelalterlicher Mystik? Namentlich die Art, mit der er die lodernde Leidenschaft Fiamettas immer und immer wieder durch Vorbilder und Gleichnisse der alten Götter- und Heldensage zu rechtfertigen und zu verklären sucht, bezeugt, daß für die tiefsten Stimmungen seiner Seele, für seinen tiefberechtigten, wenn auch noch ungebändigten Drang nach Entfaltung der ganzen und vollen Menschennatur Boccaccio Antwort und Gegenbild nur in der freien und bewegten Menschlichkeit der alten Griechenwelt fand.

Ein Sklavenmarkt in Marrakesch.

Die Zeiten, da die Sklaven zu Schiff nach Marokko gebracht wurden und Seeräuber auf unglückliche Christen Jagd machten, sind zwar längst dahin, aber die Sklaverei existiert immer noch in Marokko, und Marrakesch ist wie vor Hunderten von Jahren der Hauptmarkt für diesen schändlichen Handel. Zwar hat die französische Regierung den Verkauf von Menschen in allen ihren afrikanischen Gebieten verboten, aber es fehlt in Marokko nicht an Menschenware, die öffentlich feilgehalten wird.

Einen solchen Sklavenmarkt beschreibt in einer farbigen Schilderung die in Marokko weilende Doktorin Légey im Matin. Ein großer, von kleinen Verschlägen umgebener Platz; in der Mitte ein gedeckter Raum, in dem die Ware bei Regen angepriesen wird. Die Sklavenhändler führen ihre Opfer in Menge herbei. Frauen, Kinder, Jünglinge und reife Männer drängen sich durcheinander in den engen Verschlägen. Sie sind ruhig, denn sie wissen, daß Widerstreben nichts hilft, und daß sie auf jeden Fall verkauft werden. Langsam füllt sich der Platz mit Kauflustigen. Endlich nahen die Dellals, die Beamten, die den Verkauf leiten. Sie eröffnen den Sklavenmarkt feierlichst durch ein großes Gebet. Stehend, die Hände geöffnet vor sich haltend, gleich als ob sie darin das Gebetbuch hielten, sagen sie mit lauter Simme die erste Sure des Koran: „Lob Gott dem Herrn des Weltalls, dem Gnädigen, dem Mitleidigen, dem Herrscher am Tage der Vergeltung . . .“ Nach dieser Zeremonie begibt sich jeder Dellal zu dem Sklavenhaufen, der ihm zum Kauf übergeben ist. Die Ware wird noch schnell etwas herausgeputzt; die schmutzigsten Gewandfetzen werden durch hübschere Tücher ersetzt. Dann rennen die Dellals im Eilschritt um den Platz, die Preise ausschreiend, gefolgt von den Männern, Frauen und Kindern, die verkauft werden und mühsam hinter ihnen herkeuchen. Will einer einen Handel abschließen, dann hält er die Laufenden an, prüft Zähne, Haare, Fleisch und Glieder des Opfers und beginnt um den Preis zu feilschen.

Die Preise sind nach Geschlecht, Alter und Fähigkeiten der Sklaven sehr verschieden. Für einen Mann von 24 Jahren, der nichts besonderes gelernt hat, zahlt man 16 Duros, d. h. etwa 70 Frs.; junge Mädchen von 10 oder 12 Jahren bringen dagegen 120—150 Duros. Eine Frau, die gut kochen kann, bringt bis zu 500 Duros. Kleine Kinder sind nichts wert und man macht mit ihnen keine großen Umstände. Trägt eine Verkaufte ein Kind an der Brust und erklärt der Käufer, daß er die Frau allein haben wolle, dann wird der verzweifelnd Schreienden ihr Kleines einfach fortgerissen, und beruhigt sie sich nicht bald, so wird sie mit Stockschlägen getröstet.

Zwar hat der Sklave dem Buchstaben nach das Recht, seinen Weiterverkauf zu fordern, wenn er zu unmenschlich behandelt wird, aber dies Privileg ist nur ein Hohn mehr für die Frauen, die im Harem eingeschlossen der Grausamkeit ihrer Herren wehrlos preisgegeben sind. Die Französin erzählt von furchtbaren Züchtigungen, deren Zeugin sie gewesen ist, und ruft in flammenden Worten den Staat zur Bekämpfung dieser entsetzlichen Zustände auf. Der Sklavenhandel ist nämlich auch heute noch eine direkte Institution des marokkanischen Staates, seit Mulai Hassan ist zwar nur der Verkauf von Negern und Negermischlingen gestattet: der Verkauf jedes Einzelnen muß auch durch den Kalifen genehmigt werden, aber dies geschieht immer und ist nur eine Formalität, denn der Sultan erhält, wie vom Getreide und von andern Waren, ein Zwanzigstel des Kaufpreises.

Folgenschwere Küsse.

Verklungen sind die schönen Tage, da Erasmus seinem Freunde Faustus mit der Fröhlichkeit des wahren Weisen schrieb: „Es gibt einen Brauch in England, der nie warm genug empfohlen werden könnte. Wohin Du auch gehest, von allen wirst Du mit einem Kusse empfangen; wenn Du eine Reise antrittst, so wirst Du mit einem Kusse verabschiedet; Du kehrst heim: und Küsse werden getauscht. Wirklich, wohin Du gehst, überall gibt es nur Küsse.“ Das war noch in jener schönen Zeit, da der Herr, der ritterlich die schöne Dame zum Tanze führte, nach gutem Brauche einen Kuß beanspruchen durfte. Im schönen England ist dieser schöne Brauch dahin, Cromwell und die strengen Puritaner machten dieser Sitte ein Ende und setzten auf alle Küsse so schwere Strafen, daß selbst junge Liebende einander kaum noch ihre Zuneigung zu zeigen wagten, so lange auch nur die geringste Möglichkeit bestand, daß ein Dritter das sehen könnte. Und die Londoner Chronik aus jenen Tagen erzählt als abschreckendes Beispiel die harte Strafe, die das Gericht über einen gewissen Jakob Marline und Sarah Tuttle verhängte, weil Beamte sie erwischt hatten, „dieweilen beide beisammen auf einer Kiste saßen, wobei der Jakob Marline seinen Arm um ihre Taille und die Sarah Tuttle ihren Arm auf seine Schulter oder um seinen Nacken gelegt hielt und beide in dieser sündigen Stellung wohl eine halbe Stunde verharrten, in welcher Zeit er sie küßte und sie ihn küßte, und sie sich gegenseitig küßten, wie das die Zeugen kundgetan.“

Pessimisten freilich behaupten, daß schon früher, später und überall das Küssen bisweilen auch folgenschwere Schattenseiten gezeigt habe, seit den Tagen, seit der erste Don Juan unter den Höhlenbewohnern die Gattin oder Tochter seines Nachbarn küßte und sich dafür seinen Schädel einschlagen ließ. Selbst ein Kronprinz von England hat einst erfahren müssen, daß es mißlich sein kann, „nicht weise, doch zu gut“, zu küssen. Das war der Herzog von Clarence, der spätere Wilhelm IV., der auf einer Reise durch Kanada der hübschen jungen Frau eines Barbiers, die ihn rasiert hatte, einen Kuß stahl. „Da, so“, sagte der Prinz ein wenig selbstbewußt, „erzähle Deinen Schwestern, daß der Sohn des Königs von England der Frau eines Yankee-Barbiers einen königlichen Kuß gegeben.“ Doch kaum war das Wort seinem Munde entflohen, so hatte der wütende Barbier, der anscheinend ein guter Sportsmann war, den hohen Gast mit einem mächtigen Fußtritt auf die Straße befördert, welche Prozedur er mit der Bemerkung begleitete: „Da, so, nun erzähle Deinen Landsleuten, daß ein Yankee-Barbier dem Sohne des Königs von England einen königlichen Tritt gegeben hat.“

In unseren Tagen milderer Sitte enden die Kußräuber auf der Anklagebank; und die Richter sind streng, trotz des heroischen Bekenntnisses eines Angeklagten, der kürzlich in einem Londoner Gerichtssaal nach seiner Verurteilung mit dem Stolze eines Gallilei rief: „Meine Herren, verurteilen können Sie mich, aber den Kuß ausrotten, das können Sie nicht!“ Er kam besser davon als der irische Bauer, der in einem Gemüseladen ohne Umschweife die hübsche Ladenbesitzerin umarmte und küßte; der Gerichtshof von Dublin verurteilte den allzu Galanten ohne Gnade zu 2400 M. Strafe. Derartige Urteile, wenn auch vielleicht nicht in solcher Strenge, sind in Amerika an der Tagesordnung; man braucht nur die Listen der jüngsten amerikanischen Gerichtsurteile durchzublättern, sie führen eine beredte Sprache: Hartman Van Piper, 10 Dollar, weil er Frau Marie Lehmann küßte; Marshall McDaniels, 27 Dollar, weil er Frau Viola Dias küßte. Und unter zahllosen ähnlichen Urteilen finden wir auch die Geschichte des armen Georges Butler, der einen gestohlenen Kuß mit 30 Tagen Haft recht bitter büßen mußte.

Lustige Ecke.

* Unbewußte Kritik. „Darf ich Ihnen meine neueste Sonate vorspielen?“ — „Ja! Aber erst erst will ich meinen Karo 'nausjagen, weil der bei jedem Dreck zu heulen anfängt!“

* Viel verlangt. Lehrer: „Was hast Du da?“ — Schüler: „Nichts!“ — Lehrer: „Dann tu's weg!“

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 3: „Unsinnig — Uns innig“.

Richtige Lösungen gingen ein 22. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 32. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Kurt Linke, Thea Tromm, Frau Dr. Mg. Pietschmann, Lydia Heller, Fr. Goltze, Frau Wipplinger, R. Küpp, M. Jentzsch, Frau Hennig, F. Pischon, Frau Hagemann, Marie Degenhardt, Frau Luise Kaiser, Gertrud Böge, Otto Lingner, Artur Zalsen;

von auswärts: Anna Brandt, Merseburg, Oskar Dietrich, Wernigerode, Paul Krems, Roitzsch, M. Zenker, Merseburg, W. Schwarz, Nietleben, E. Schmidt, Döllnitz.

Die Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

entfiel auf **M. Zenker**, Merseburg.

Rätsel.

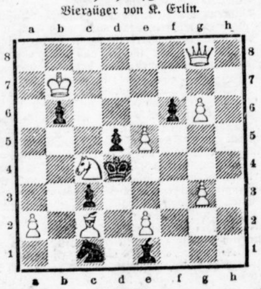
Wie ist man oft so schnell bereit
Uns Schlimmes anzudichten,
Als lebten wir von saurem Stoff,
Von gift'gem gar — mit nichten,
Und doch ist's wahr: Der Sauerstoff
Ist uns zum Leben nötig.
Dir mehr zu sagen, ist wohl gern
Der Chemiker erbötig.

Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von K. Erlin.



Weiß. (9+7)

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 2.
Dreizüger von W. v. Holzhausen in Frankfurt a. M.

W. Kh8, Lc5, e2, Sf8, Te4, Bd6, e5, e7, h6.
Schw. Kf7, Dc1, Le8, Sb2, Tg1, h1, Bd7, f4, g2, g4, h7.
1. Lc5—e3, Df1! 2. Ld2. — 1. . . . . . Tf1. 2. Le1.: —

… Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 4 — **Halle a. S., Sonntag, den 26. Januar** — **1913**

Der Vorhang.

Skizze von **W. Warning.**

„Eine sehr ungewöhnliche Sammlung von Photographien“, sprach der Besucher und schloß die Sammlung. „Ich muß gestehen, lieber Drack, daß diese Bilder, als Studien menschlicher Erregung, wie sich solche durch den Gesichtsausdruck widerspiegeln, wohl einzig in der Welt dastehen . . . Aber sie gehen auf die Nerven“.

„Ja, ja“, sagte der Professor, „aber die Aufnahmen sind absolut lebenswahr. Einige dieser Photos haben mich ein unheimliches Geld gekostet, aber im Interesse der Wahrheit bereue ich die Ausgaben nicht. Was ich Dir heute abend gezeigt habe, ist durchaus nicht alles, was ich in dieser Beziehung aufgenommen habe. Ich würde Dir zum Beispiel gern noch die Photographie von einem Manne zeigen, der von einer kolossalen Höhe abgestürzt war. Das Bild ist durchaus nicht abstoßend. Ich will allerdings gern zugeben, daß mich die Aufnahmen von nervenspannenden Begebenheiten besonders interessieren, vor allen Dingen in Anbetracht des Risikos, womit ich diese Art Aufnahmen erziele. Es mag sogar passieren, daß mich ein Negativ eines Tages mein Leben kosten wird. Also Du willst nichts weiter sehen?“

„Nein, danke wirklich, aber es ist mehr als genug für heute abend. Es ist Zeit, daß ich Adieu sage. Du wirst uns also im Sommer besuchen?“

„Ich werde mit Vergnügen kommen — sowie ich noch ein Phänomen meiner Sammlung einverleibt habe . . : aber es ist schwer, zu sagen, wann das sein wird. Es ist etwas sehr Ungewöhnliches. Du weißt, die Welt ist voll von Schrecklichem und Greuelhaftem, und doch ist es mir bisher noch nicht gelungen, ein wirklich mit dem größten Entsetzen erfülltes Gesicht aufzunehmen, ein Gesicht, das das reinste, sozusagen reingezüchtete Entsetzen widerspiegelt. Nimm zum Beispiel den Fall an, daß ein Mann eine Wette eingeht, die Nacht in dem Zimmer eines Hauses zuzubringen, das als verrufen, als mit übernatürlichen Wesen bevölkert gilt. Stelle Dir den Menschen vor, wenn er plötzlich das Ding sieht oder zu sehen vermeint, das er für unmöglich gehalten. Zum Beispiel . . .“

Wilson goß sich einen Kognak ein, trank aus und stand auf.

„Du bist noch immer der alte, Drack“, sagte er. „Besuche uns lieber so schnell als möglich auf dem Lande“.

„Ich will zu Dir kommen, sowie ich das Entsetzen photographiert habe, lieber Wilson. Mir ist da soeben ein Plan dafür eingefallen. Wenn ich nicht bald komme, nun ja, dann hat eben irgendetwas nicht geklappt. Aber ich muß es kriegen . . . ich will!“

*

Der Zeiger an dem Taxi-Auto wies auf 5 Schilling 4 Pence, als Professor Drack durch das Sprechrohr nach außen rief: „Das Haus links! Halt!“

„Gott sei Dank“, knurrte der Chauffeur. „Das Haus ist zu“, sagte er zu dem Professor, als dieser ausstieg. „Sieht aus, als ob seit Jahren kein Mensch mehr drin gewesen wäre . . .“

Der Professor wandte sich nach dem Innern der Autodroschke. „Na los, Herr Kapitän, wir sind da“, rief er aufmunternd hinein. Drack lachte, und mit leiserer Stimme fuhr er fort: „Sie können sich's noch überlegen, Kapitän Inglis, sagen Sie ruhig Bescheid, und wir können ebensogut wieder nach der Stadt zurückfahren“.

„Olles Haus, ich will mich heute nacht mit dem Geist unterhalten, oder vielleicht kann ich auch etwas schlafen. Könnt's brauchen.“

„Sch, ruhig, Mensch“, flüsterte der Professor, indem er den aus dem Fahrzeug schwankenden großen Menschen beim Arm faßte.

Drack zog einen Schlüssel aus der Tasche und zeigte nach einem schweren, eisernen Tor.

„Versuchen Sie mal das Ding aufzukriegen, Kapitän“, sagte er und reichte ihm den Schlüssel. „Ich will inzwischen dem Chauffeur Bescheid sagen.“

Der Kapitän stiefelte mit steifen Schritten nach dem Tor, das in ungefähr sechs Schritten Entfernung aus dem Dunkel schwach sichtbar ward.

Drack wandte sich an den Chauffeur und drückte ihm ein Goldstück in die Hand.

„Sie warten also zehn Minuten, nicht länger. Sollten wir bis dahin nicht zurück sein, so werden wir im Hause übernachten. Sollten wir aber sehen, daß wir dableiben können, so werde ich die Haustür laut zuschlagen; dann können Sie daraufhin sofort losfahren. Ich habe meinem Diener telegraphiert, uns zu erwarten, es könnte höchstens möglich sein, daß er das Telegramm nicht rechtzeitig erhalten hat.“

„Gute Nacht, meine Herren“, sagte der Chauffeur, „ich weiß Bescheid . . .“ Aber in Wirklichkeit war ihm die Sache doch nicht recht geheuer. Er hatte schon einmal mit Einbrechern zu tun gehabt, und Mißtrauen schien in solchen Fällen immer angebracht.

Professor Drack stand nun neben dem Kapitän.

„Da habe ich Ihnen nun wahrhaftig den falschen Schlüssel gegeben“, sagte er zutraulich, „wollen Sie mir erlauben?“

Der Kapitän schluckte mitunter apathisch auf.

„Dieser vermaledeite letzte Whisky“, knurrte er, „na, nun ist das Ding ja offen, Herr . . . Sie entschuldigen schon, aber Ihren Namen hab' ich schon wieder vergessen.“

„Wollen Sie wirklich nicht umkehren?“

„Blödsinn! Fünfzig Pfund haben Sie gesagt? Was? . . .“

„Ganz richtig, fünfundzwanzig heute abend, wenn ich Sie allein lasse, und fünfundzwanzig morgen früh, wenn ich wiederkomme. Sie sollen morgen früh sogar fünfzig Pfund haben, wenn Sie mir auf Eid versichern können, daß . . . daß . . . Ihnen nichts passiert ist.“

„Will die fünfzig Pfund verdienen. Teufel noch mal, das würde mir ausgerechnet aus der Sauce helfen. War übrigens eine verflixt merkwürdige Geschichte, unser Treffen heute abend, was? Wo mein letzter Goldfuchs gerade draufging . . .“ Diese Erinnerung schien den Kapitän aufzuwecken aus seinen Dösereien. „Sie wollen also das Haus kaufen, vorausgesetzt, daß nicht so'n Ding wie'n Geist drin umgeht, wie ein paar Furchthasen behaupten?“

„Sehr richtig. Und wie ich Ihnen schon gesagt habe, möchte ich meinen eigenen Nerven die Probe nicht zutrauen. Meine Wahl ist nach langem Suchen auf Sie gefallen, werter Kapitän, da Sie mir ein Mann zu sein scheinen, der nicht weiß, was Nerven sind.“

„Teufel und Nerven“, lachte der Kapitän behaglich.

„Und der nicht an Halluzinationen leidet.“

„Keine Ahnung, was das ist! Ist der Weinkeller in Ordnung?“

„Ich glaube kaum . . . Passen Sie auf, hier sind Stufen.“

Sie hatten das Haus erreicht, ein altmodisches, viereckiges Gebäude, dessen kahle Mauern sich in dem unheimlichen Dunkel verloren.

Drack steckte einen Schlüssel ins Loch, worauf die Tür leicht nachgab.

„Kommen Sie herein! . . .“ Er lehnte die Tür wieder an, ohne sie ganz zu schließen.

Im nächsten Augenblick war die Halle taghell erleuchtet.

„Teufel, wir sind ja ganz zivilisiert hier“, rief Inglis, „elektrisches Licht und vollständig möbliert!“

„Die Beleuchtung ist gut, das ist richtig, und die Ausstattung ist auch vollständig vorhanden. Der vorige Besitzer hat das Haus Hals über Kopf verlassen. Hier herein, bitte!“

Drack hatte den Flur durchschritten und eine Tür links geöffnet. Er griff um eine Ecke, drehte das Licht an und winkte dem andern, ihm zu folgen.

Inglis blieb einen Augenblick unter der Tür stehen. „Verdammt verrücktes Haus“, murmelte er, indem er sich um und um schaute. Dann lachte er und folgte dem Professor.

„Sie müssen schon entschuldigen, daß ich Ihnen kein Feuer machen lassen konnte“, bemerkte Drack und lehnte sich an den Kaminsims, der ganz aus weißem Marmor war. „Aber Sie werden dort auf dem Sofa Decken finden. Ich kann Ihnen auch keine bessere Beleuchtung bieten, als die eine Lampe dort.“ Er deutete nach einer Art Leselampe, die auf einem kleinen Tisch neben einem Lehnstuhl befestigt war. Ein schwerer, metallener Schirm bedeckte sie. „Aber Sie werden eine Menge illustrierter Blätter finden, auch ein paar Bücher, falls Sie nicht gleich einschlafen können.“

Drack ging nach dem Tischchen hinüber. Er öffnete ein Paketchen, und eine Rolle Goldstücke flimmerte im Lampenlicht.

„Vielleicht würden Sie doch noch lieber wieder mit zurück nach der Stadt kommen. Der Taxi wartet draußen noch.“

„Und fünfzig Pfund morgen früh“, sagte Inglis und sah gierig nach dem Haufen Gold.

„Fünfzig morgen früh, ganz gewiß.“

„Allright“, brummte der Kapitän. „Haben Sie denn nicht etwas Trinkbares in dem Geisterkasten?“

„Tut mir unendlich leid, aber daran habe ich nicht gedacht. Uebrigens, was ich noch fragen wollte, wie alt sind Sie eigentlich?“

„Zweiunddreißig“.

„Herz in Ordnung?“

„Wie meinen Sie? Natürlich, alles tip top. Wollen mir wohl Angst machen, alter Junge, was? Diese Geisterfalle könnte allerdings manchem Angst in die Knochen jagen. Was ist hinter dem Ding da?“

Er zeigte nach einem Vorhang oder vielmehr nach einem Paar eng zusammengezogener Vorhänge, das den Raum nach der einen Seite hin von Wand zu Wand abschloß.

„Dieses Zimmer ist unverhältnismäßig lang, und die Vorhänge teilen es sozusagen in zwei Räume“.

„So, so, na, und was ist dahinter?“

„Das ist gerade die Sache“, sagte Drack, „die auch der frühere Besitzer zu erfahren wünschte. Vielleicht hat er's schließlich doch erfahren, aber leider war er eben nicht mehr in der Lage, sich darüber zu äußern.“

„Wie meinen Sie?“

„Ich muß jetzt wirklich nach der Stadt zurück, Herr Kapitän; es ist beinahe zwölf Uhr. Gute Nacht!“

Inglis reichte dem andern etwas unentschlossen die Hand. „Ich hätte wirklich sehr gern etwas zu trinken gehabt“, sagte er, anscheinend verstimmt. „Weshalb ist denn in diesem Zimmer alles schwarz und weiß?“

Drack war jetzt schon unter der Tür. „Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß der frühere Besitzer nicht mehr in der Lage war, sich zu äußern“.

„Der Teufel hole den ganzen Braten! Pardon, alter Knabe! Gute Nacht!“ Der Kapitän ließ die Goldstücke durch die Finger gleiten. „Aber bringen Sie mir eine Bottel Whisky mit, morgen früh!“

„Mit Vergnügen“, sagte der Professor und schloß die Tür leise hinter sich.

Inglis lauschte und ließ dabei keinen Moment die Augen von dem Gold. Aus dem Flur kam kein Laut, aber er erinnerte sich dunkel, daß die Halle mit dicken Teppichen belegt war. Dann schlug die Haustür laut zu, und kaum ein paar Augenblicke später hörte er schwach das Geräusch eines sich entfernenden Automobiles.

„Der olle — Dingsda — Namen hab' ich natürlich vergessen, hat sich verflixt beeilt, nach der Straße zu kommen“, dröselte er und steckte dabei die Goldstücke in die Tasche. Dann nahm er sich eine Decke vom Sofa, wickelte sich die Beine umständlich ein und setzte sich in den Lehnstuhl. Er stopfte seine Pfeife und nahm ein illustriertes Blatt in die Hand.

„Verdammt verrücktes Haus“, sagte er noch einmal, „der frühere Besitzer muß einen Vogel gehabt haben.“

Und es war wirklich eine merkwürdige Umgebung; die kahlen Wände, der Kaminsims und die Decke waren gespenstisch weiß, und alles andere, Teppich, Vorhänge, die paar Stück Möbel und selbst die Decken — pechschwarz.

Inglis versuchte zu schlafen. Aber er hatte entweder für seine Verhältnisse einen zu wenig getrunken oder einen zu viel — er vermutete das letztere —: jedenfalls arbeitete sein Gehirn selbst bei geschlossenen Augen unruhig weiter. Es dauerte nicht lange, und die Totenstille begann ihn zu beengen.

*

Er hatte sich fest vorgenommen, nicht nach der Uhr zu sehen, aber nach ein paar Stunden — wie er meinte — zog er seine Uhr doch aus der Tasche. Er blickte verdutzt auf das Zifferblatt, hielt die Uhr ans Ohr und starrte wieder darauf. Zehn Minuten vor eins.

„Donnerwetter, das geht langsam“, murmelte er.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130126026/fragment/page=0001
DFG

und versuchte ein Lachen, das ihm auf den Lippen erstarb.

Hatte sich der große, schwarze Vorhang bewegt? Unsinn.

Er suchte nach seinen Streichhölzern und versuchte, seine Pfeife wieder anzuzünden, obgleich er einen fürchterlichen Durst verspürte. Die Streichholzschachtel glitt ihm aus den Fingern.

Der Vorhang hatte sich ganz bestimmt bewegt, ganz leise gegen ihn.

„Ein Windzug", versuchte er sich einzureden. „Ist ja ganz natürlich, daß so'n Haus zugig ist."

Er bückte sich langsam, um die verstreuten Streichhölzer wieder aufzulesen, aber er verwandte kein Auge von dem Vorhang.

Mit ein paar zusammengegriffenen Hölzern in der Hand richtete er sich wieder auf und versuchte, den Schirm von der Lampe abzunehmen, um mehr Licht in dem halbdunklen Raum zu verbreiten. Der Schirm war fest verschraubt. Dann dachte er daran, die Tür zu öffnen und so Licht von der hellerleuchteten Halle hereinzulassen; dann konnte er sich den Vorhang genauer betrachten und zusehen, was dahinter stecke. Die Tür ging nicht auf.

„Daran hatte ich allerdings nicht gedacht", sagte er, „hätt's aber wohl nicht anders erwarten können."

Nach einigem Zögern schritt er über den dicken, schwarzen Teppich nach dem einzigen Fenster, aber es war fest verschlossen, mit starken inneren Läden. Er rüttelte daran, sah aber, daß eine eiserne Schiene daran geschlossen war.

„Gefehlt, ja —" murmelte er, ging nach seinem Lehnstuhl zurück und sah wieder nach der Uhr. Vier Minuten vor ein Uhr. Als er sie wieder in die Tasche steckte, kam es ihm vor, als ob der große Vorhang eine Ausbuchtung zeigte.

Er sah steif aufrecht und schielte nach dem Kamin hinüber. Keine Schaufel, kein Feuereisen, nichts —

Dann machte er plötzlich die Bemerkung, daß sich in dem Raume absolut nichts befand, womit er sich hätte verteidigen können, nicht einmal ein leichter Stuhl.

Angst hatte er ja nicht, aber —. Jetzt bauschte sich der Vorhang ganz deutlich.

„Wer ist da?" schrie er heiser. Im nächsten Augenblick lachte er höhnisch auf. „Der Teufel hole den Zug! Höllisch kalt hier." Er faßte sich an die Stirn — sie war ganz naß.

Er hatte aber wirklich nicht die geringste Angst. Wovor denn? Er nahm eine der heruntergeglittenen Decken auf und ließ sie wieder fallen. Irgend etwas in seiner linken Hand genierte ihn. Er sah genauer zu — ein paar Streichhölzer klebten darin.

„Alles ist verdreht —"

Da war wieder eine Bewegung im Vorhang!

Er stand auf, warf die Schultern zurück und ging ein paar Schritte vorwärts. Vielleicht wollte ihn der Alte irgendwie zum Narren halten. Aber das war ja ausgeschlossen. Der Professor würde wohl schwerlich fünfundzwanzig Pfund für nichts ausgegeben haben.

Halbwegs zwischen Kamin und Vorhang hielt Inglis an. Was hatte ihm der Professor eigentlich gesagt über den früheren Besitzer? Sollte der tot sein oder —?

Angst hatte er ja absolut nicht, aber —

Da stand er nun, ganz leise schwankend und nach dem Vorhang starrend. Er versuchte zu denken, so viel ihm das bei seinem umnebelten Gehirn möglich war. Also er war in einem Hause, in dem es umging — das war ja die Geschichte — aber er glaubte ja nicht an Gespenster. Wenn nun aber doch —

Was war das für ein Geräusch hinter dem Vorhang? Inglis strengte sein Gehör mit aller Schärfe an. Eiskalt ließ's ihm über den Körper. Eine Art verhaltenes Stöhnen, von tiefem, heftigem Atmen begleitete. Kam das von einem menschlichen Wesen? Was war es?

Inglis sprang nach der Tür und drehte und rüttelte wie wahnsinnig an der Klinke. Aber es half alles nichts. Verzweifelt und halb von Sinnen starrte er um sich. Er war ein kräftiger Mensch. Wenn er das Sofa aufhob und damit die Tür einschlug?

Da waren wieder diese entsetzlichen Töne! Er wußte bestimmt, daß da nichts hinter dem Vorhang sein konnte! Ein Hund vielleicht?

Mit entsetzlicher Deutlichkeit drang das Gestöhn aus dem Vorhang. Das konnte kein Hund sein — etwas widerlich Bestialisches, wie aus dem Rachen eines hungrigen Löwen, einer jauchenden Höllengeburt —

Er mußte hinauskommen aus dieser Falle. Er vergaß alles, die fünfzig Pfund am nächsten Morgen, alles — nur weg von hier!

Am Sofa hielt er ganz plötzlich an. Etwas bewegte sich hinter dem Vorhang entlang. Er mußte sich einen Augenblick still verhalten. Geradeaus Blicks starrte er nach dem schwarzen Faltengeschänge.

Da zog er plötzlich unwillkürlich die Luft durch die Nase. Was für ein höllischer Geruch! Wie in einer Totenkammer!

Ehe er Zeit hatte, sich zurückzuwenden, bauschte sich der Vorhang gegen ihn aus, und im selben Blick verlöschte die Lampe.

Und aus dem entsetzlichen Dunkel strich ihm ein heißer Atem über das Gesicht.

Ein gellender Schrei entrang sich seiner Kehle. Blitzschnell zuckte ein blindmachender Schein auf. Kapitän Inglis fiel schwer zu Boden.

*

„Na ja, ist ja alles in Ordnung, alter Furchthase, man keine Angst", tönte die Stimme des Professors Drack. Ein Einschalter knackte, und weißes Licht durchbrach die Magnesiumwolken, die sich im Zimmer zur Decke ballten.

„Ist ja gut", wiederholte der Professor mit freudiger Stimme und stellte seinen photographischen Apparat mit einer Menge merkwürdig aussehender pneumatischer Apparate beiseite. „Ich werde Sie ein bissel in die Höhe richten. Tut mir so leid, daß Sie stolperten.

Nanu, ohnmächtig? Werden wir gleich haben. Immer auf jo etwas vorbereitet." Er lniete nieder, mit einer Riechflasche in der Hand. „Bin ja hier zu Hause, wissen Sie", fuhr er fort, freudig erregt, halb närrisch durch das überaus günstige Gelingen seines Experimentes. „War ja alles nachgemacht, alles bis auf das Negativ. Na, Kapitän, man zu, noch den Kragen aufgemacht, und dann —"

Professor Drack hielt plötzlich an. Sein Gesicht war aschgrau. Einen Augenblick später stand er steif auf und starrte auf Inglis zu seinen Füßen.

„Sommerschade", murmelte er schließlich, „ewig schade, nachdem alles so schön geklappt."

(Aus dem Englischen von Hanns Gistrow.)

Filmhochzeit.

Humoreske von Rest Langer.

Ich habe mein Leben lang gute Augen besessen. Aber neulich hatte ich Grund, die stärksten Zweifel in diese Güte zu setzen, als ich nämlich im Gewühl des Potsdamerplatzes eine Silhouette auftauchen sah, die mir von frühester Jugend her vertraut war; von der, d. h. von der kompakteren Form derselben, dem Menschen, der Johannes Neumann hieß, wußte ich aber, daß er das heimatliche Deutschland mit dem fernen Milwaukee vertauscht habe. Es war also eine Täuschung, eine so selbstverständliche Täuschung! Denn es gab natürlich Leute, die meinem tapferen Johannes ähnlich sehen. Warum sollte es die auch nicht geben! Die letzte Silbe dieses Gedankens rauschte aus meinem Gehirn, als der vermeintliche Johannes sich umdrehte und mir geradenwegs ins Gesicht glotzte. Aus seinem, des Deutschen stark entwöhnten Munde — es waren zehn Jahre, daß er davongedampft war — kam im vollendetsten Englisch die Anfrage, ob ich wirklich ich sei, was ich stark zu behaupten Anspruch und mit dem Zusatz: „Menschlich gefälligst deutsch!" bekräftigte. Da erst glaubte er mir, denn diese Art Redewendungen war er von früher her an mir gewohnt.

„Hast Du Zeit, Junge?" Und als er es bejahte, führte ich ihn in eine stille Weinstube, wo er mir beim Lunch seine Geschichte erzählte, die er mir ausdrücklich zu verwerten erlaubte, so ich einmal in die Lage käme. Ich bin in der Lage, denn ich brauche Honorar, und es ist kalt, und meine Gebeine frieren einem neuen Wintermantel entgegen.

„Wie Du ja weißt", begann er, „hatte ich schon in frühester Jugend globetrottelige Instinkte, die durch diesbezügliche Lektüre gehoben, aber durch den Zwang der Schule immer wieder auf anderhalb Meter spurweite Gleise zurückgedrängt wurden. Und als mich die lieben Verwandten nach meinem Maturum in das Joch des Juristen zwingen wollten, streikte ich energisch. Die kleine Geldtrack, die ich dem Sparkassenbuche einer gütigen Cousine verdankte, und meine eigenen einhundertundzwanzig Pfund Körpergewicht bestimmte ich im Zwischendeck eines Lastriesen, der mich bald an den Strand des amerikanischen Festlandes spie. Kurz, ich wurde Kaufmann und bin es noch. Doch die äußeren Schicksale eines solchen werden Dich wenig interessieren, denn ich weiß, daß Du von jeher in „Seelenanalyse", na ja, sagen wir, „gearbeitet" hast. So höre denn, was mir passiert ist, und klopfe dann Deinem alten Freunde John („Johannes" wagte ich zu verbessern) freudig auf die Schulter.

Nachdem ich mich selbständig gemacht und meinen Betrieb so gestaltet hatte, daß er mir nur die allereinzigste Sorge machte: „Was tu ich mit dem ganzen Gelde?" (ich machte „Neun"-Augen!) fiel mir ein: „Ich muß eine Frau haben!" Daß ist ja an sich nicht schwierig für einen Mann mit einem Embonpoint, körperlich wie auch finanziell, wirst Du ganz richtig sagen, aber ich erkläre Dir, es ist doch nicht so ganz einfach. Denn es muß eine Deutsche sein, bildete ich mir ein. Eine deutsche Frau, die meinen Kindern (Bardon! aber ich bin sehr unvorsichtig) die Wiegenlieder meiner Heimat singt, Stunde mich sentimental, es ist mir gleich. Wenn ich mich auch äußerlich recht gut akklimatisiert habe, Du kannst auf meiner Visitenkarte „John Newmann" lesen, so bin ich innerlich doch ganz unbeeinflußt vom herrlichen Amerika geblieben."

„Erlaubt", unterbrach ich ihn, „meine Spannung beträgt längst mehr als die erlaubte Voltzahl. Hast Du sie nun oder nicht?"

Sein Kopfnicken gab mir die gewünschte Beruhigung, und ich bat ihn, weiter zu erzählen.

„Ja, merkwürdig genug", fuhr er fort, „habe ich sie gefunden, aber ich habe sie. Und wem verdanke ich das?" — Er mußte sich durch ein ganzes Glas Braunberger zu dem schwerwiegenden Worte stärken! — „Dem Cinema!"

„Du meist, dem „Kientopp", wenn Du ein Deutscher bist!"

Er nickte. Nun wurde mein Interesse erst richtig lebendig, und ich bekam rote Wangen, vom eifrigen Zuhören, nicht vom Brauneberger.

„Ja, denke Dir! Ich beschloß eine Geschäftsreise nach Deutschland, und hatte dabei in einer ganz versteckten Falte meines Herzens den Hintergedanken, vielleicht wird die Heimkehr zu Deiner Hochzeitsreise. Ich hatte den Gedanken. Ja! also an ersten Abend, daß ich wieder deutschen Boden betrete, besuche ich einen — wie sagst Du doch gleich — einen „Kientopp", richtig, und ich sehe einen Film betitelt: „Vom Findling zur Millionärin!" Und dieser Film wurde mein Verhängnis!"

Ich hörte in atemlosem Staunen zu.

„Ich sah den Film also zum ersten Male und sah den Findling als Kind von irgendeinem niedlichen Wesen reizend dargestellt. Ich sah hernach den Findling im Backfischalter, und es entwickelte sich in mir logisch eine seltsame Hinneigung zu der schlanken Gestalt mit den straffen Bewegungen. Die Leinwand verriet zwar weder Haarfarbe noch die der Augen, aber ich konnte doch feststellen, daß das Haar in Menge da war und daß ein paar große Augen ab und zu auf mich herunterblickten. Nachdem dieser Zauber eine Stunde lang gewährt hatte, war er vorbei, und das Firmenzeichen des Filmfabrikanten tummelte sich jetzt auf der nämlichen Stelle, auf der mein „Findling" soeben Freud und Leid erlebt hatte. Ich verließ das Theater, doch empfand ich das Leben auf den abendlichen Straßen gleichfalls wie etwas Kinematographisches, alles bewegte sich in einem gewissen Lichte, und die gesprochenen Worte, die mir das Bild hätte laut werden lassen können, mischten sich in meinem Ohre zu einer monotonen Musik, die etwa den Tönen eines Nigerbagnos ähnlich sein mochte. Also verwischte sich der Eindruck des Films etwas, und die Nacht ertötete ihn in einem festen Schlaf. Doch seltsam, als es am nächsten Abend zu dämmern begann, tauchte er, wie durch einen Scheinwerfer in die Dämmerung projiziert, wieder auf und zog mich wieder in das Parkett jenes Lichtspielhauses. Es war an einem Sonnabend. Wieder agierte die liebliche Gestalt ihre Schicksale auf der Leinwand, und wieder riß sie mich hin, und es begann in mir der Gedanke seinen Keim zu treiben, ob ich nicht etwa diesem „Findling" die Wahrheit das Glück, eine „Millionärin" zu werden, bereiten sollte. Ja, ich hüllte mich in den Gedanken langsam, aber immer inbrünstiger. In der darauffolgenden Nacht faßte ich den festen Entschluß: Ich muß die Dame kennen lernen. Vorher aber muß ich mir den Film noch einmal besehen, um die Firma des Fabrikanten festzustellen.

Also der Sonntagabend führt mich wieder in jenes Institut, und — ich denke der Schlag trifft mich, als ein neues Plakat mit irgendeinem Titel mich schreiend begrüßt, der mir nichts bedeutet. Ich erkundige mich nach dem Verbleib des schönen Findling-Films, und es wird mir zur Antwort, daß er jetzt schon durch die kleineren Vorstadttheater wandere. Wo er augenblicklich zu sehen sei, könne man mir leider nicht angeben, aber das Kassenfräulein, merkwürdig mitleidig, gab mir noch den privaten Rat, ich sollte es man mal in der nördlichen Richtung versuchen. Ein Automobil führte mich durch Straßen, die mir an anderen Tagen interessante Studienobjekte gewesen wären, heute aber schwieg mein Sinn für Sonderbarliches. Von einer „Lichtoase" zur anderen führte mich mein schneller Wagen, doch nichts von meinem Findling, bis endlich, nachdem ich die Hoffnung schon gerade aufgeben wollte, die Worte „Sensationell" und „Spannend" mich veranlaßten, ein Plakat ganz zu lesen, auf dem ich dann auch richtig den Titel des so heiß erwünschten Films wiederfand. Ich zahlte an der Kasse irgendein Gelbstück, wartete gar kein Billett ab und stürmte, den grünen Friesvorhang rasch beiseite schiebend, in den muffigen Raum. Ich kam gerade noch zurecht zur letzten Umarmung, die das Glück des Findlings besiegelt, und zu dem tanzenden Signet der Filmfirma. Doch beglückt notierte ich sie mir.

Der nächste Morgen fand mich auf dem Wege zu dem Bureau des „Instituts für künstlerische und wissenschaftliche Kinematographie". Ein Lift beförderte mich in die höchste Region eines Atelierhauses, das den Wolkenkratzern meiner neuen Heimat zwar nur bis an die Waden reichen würde, aber immerhin einen pompösen Eindruck machte.

Nachdem ich eine eiserne Tür auf und hinter mir wieder zugemacht hatte, war ich in einem Wartezaum, der tatsächlich auf jemanden zu warten schien. Denn es war nichts Lebendiges darin. Man frühstückt wohl, dachte ich und setze mich auf das vorhandene Ledersofa. Schon hatte ich mich wieder in meine Findling-Gedanken versponnen — da geht eine Tür gefunden, aber ich habe sie. Und wem verdanke ich das?" — Er mußte sich durch ein ganzes Glas Brauneberger zu dem schwerwiegenden Worte stärken! — „Dem Cinema!"

„Du meist, dem „Kientopp", wenn Du ein Deutscher bist!"

Er nickte. Nun wurde mein Interesse erst richtig lebendig, und ich bekam rote Wangen, vom eifrigen Zuhören, nicht vom Brauneberger.

„Ja, denke Dir! Ich beschloß eine Geschäftsreise nach Deutschland, und hatte dabei in einer ganz versteckten Falte meines Herzens den Hintergedanken, vielleicht wird die Heimkehr zu Deiner Hochzeitsreise. Ich hatte den Gedanken. Ja! also an ersten Abend, daß ich wieder deutschen Boden betrete, besuche ich einen — wie sagst Du doch gleich — einen „Kientopp", richtig, und ich sehe einen Film betitelt: „Vom Findling zur Millionärin!" Und dieser Film wurde mein Verhängnis!"

Ich hörte in atemlosem Staunen zu.

„Ich sah den Film also zum ersten Male und sah den Findling als Kind von irgendeinem niedlichen Wesen reizend dargestellt. Ich sah hernach den Findling im Backfischalter, und es entwickelte sich in mir logisch eine seltsame Hinneigung zu der schlanken Gestalt mit den straffen Bewegungen. Die Leinwand verriet zwar weder Haarfarbe noch die der Augen, aber ich konnte doch feststellen, daß das Haar in Menge da war und daß ein paar große Augen ab und zu auf mich herunterblickten. Nachdem dieser Zauber eine Stunde lang gewährt hatte, war er vorbei, und das Firmenzeichen des Filmfabrikanten tummelte sich jetzt auf der nämlichen Stelle, auf der mein „Findling" soeben Freud und Leid erlebt hatte. Ich verließ das Theater, doch empfand ich das Leben auf den abendlichen Straßen gleichfalls wie etwas Kinematographisches, alles bewegte sich in einem gewissen Lichte, und die gesprochenen Worte, die mir das Bild hätte laut werden lassen können, mischten sich in meinem Ohre zu einer monotonen Musik, die etwa den Tönen eines Nigerbagnos ähnlich sein mochte. Also verwischte sich der Eindruck des Films etwas, und die Nacht ertötete ihn in einem festen Schlaf. Doch seltsam, als es am nächsten Abend zu dämmern begann, tauchte er, wie durch einen Scheinwerfer in die Dämmerung projiziert, wieder auf und zog mich wieder in das Parkett jenes Lichtspielhauses. Es war an einem Sonnabend. Wieder agierte die liebliche Gestalt ihre Schicksale auf der Leinwand, und wieder riß sie mich hin, und es begann in mir der Gedanke seinen Keim zu treiben, ob ich nicht etwa diesem „Findling" die Wahrheit das Glück, eine „Millionärin" zu werden, bereiten sollte. Ja, ich hüllte mich in den Gedanken langsam, aber immer inbrünstiger. In der darauffolgenden Nacht faßte ich den festen Entschluß: Ich muß die Dame kennen lernen. Vorher aber muß ich mir den Film noch einmal besehen, um die Firma des Fabrikanten festzustellen.

Also der Sonntagabend führt mich wieder in jenes Institut, und — ich denke der Schlag trifft mich, als ein neues Plakat mit irgendeinem Titel mich schreiend begrüßt, der mir nichts bedeutet. Ich erkundige mich nach dem Verbleib des schönen Findling-Films, und es wird mir zur Antwort, daß er jetzt schon durch die kleineren Vorstadttheater wandere. Wo er augenblicklich zu sehen sei, könne man mir leider nicht angeben, aber das Kassenfräulein, merkwürdig mitleidig, gab mir noch den privaten Rat, ich sollte es man mal in der nördlichen Richtung versuchen. Ein Automobil führte mich durch Straßen, die mir an anderen Tagen interessante Studienobjekte gewesen wären, heute aber schwieg mein Sinn für Sonderbarliches. Von einer „Lichtoase" zur anderen führte mich mein schneller Wagen, doch nichts von meinem Findling, bis endlich, nachdem ich die Hoffnung schon gerade aufgeben wollte, die Worte „Sensationell" und „Spannend" mich veranlaßten, ein Plakat ganz zu lesen, auf dem ich dann auch richtig den Titel des so heiß erwünschten Films wiederfand. Ich zahlte an der Kasse irgendein Gelbstück, wartete gar kein Billett ab und stürmte, den grünen Friesvorhang rasch beiseite schiebend, in den muffigen Raum. Ich kam gerade noch zurecht zur letzten Umarmung, die das Glück des Findlings besiegelt, und zu dem tanzenden Signet der Filmfirma. Doch beglückt notierte ich sie mir.

Der nächste Morgen fand mich auf dem Wege zu dem Bureau des „Instituts für künstlerische und wissenschaftliche Kinematographie". Ein Lift beförderte mich in die höchste Region eines Atelierhauses, das den Wolkenkratzern meiner neuen Heimat zwar nur bis an die Waden reichen würde, aber immerhin einen pompösen Eindruck machte.

Nachdem ich eine eiserne Tür auf und hinter mir wieder zugemacht hatte, war ich in einem Wartezaum, der tatsächlich auf jemanden zu warten schien. Denn es war nichts Lebendiges darin. Man frühstückt wohl, dachte ich und setze mich auf das vorhandene Ledersofa. Schon hatte ich mich wieder in meine Findling-Gedanken versponnen — da geht eine Tür auf und schüttet einen Menschen in den Raum, lang, dünn, aus seinem weißen Kittel schaut ein fashionabler Anzug heraus, der Mann rollt große Augenbälle, dreht mir beinahe den obersten Knopf von meinem Paletot ab und, nachdem er mir noch einen fühlbaren Klaps seiner knochigen Hand auf meine Schulter applaziert, kommt endlich aus seinem Munde im unverfälschten ungarischen Dialekt die Begrüßung: „Sat! Verflucht! Herr! Hier stehän Sie, und brinn brauchen wir Sie wie Solz. Rosch, rosch, keine Zeit verlorren und hinein in Atelier! Fräulein Julischka ist schon krank vor Worten!"

Mir taumelten die Gedanken. Was ist? Habe ich es mit einem Irrsinnigen zu tun? Doch ich kombiniere richtig: Der Kerl verwechselt mich mit einem Darsteller, den er erwartet hat, und der ihn wahrscheinlich sitzen ließ. Also schnell aus der Situation eine Tugend gemacht! Wer weiß, was für Ueberraschungen solch ein Zufall bringt! Und gestiffentlich ließ ich mich von dem aufgeregten Magyaren in das helle, große Atelier führen, ins Allerheiligste des Filmstreifen.

Mein erster Blick fiel auf die vielen, zu einzelnen Zimmern geordneten Kulissen und die dazugehörigen Möbelstücke und blieb wie gebannt an einer jungen, schlanken Gestalt haften, an einem hellblonden Bubenkopf, an einem Paar blauer Augen. Himmel, das ist sie! Das ist der „Findling", stürmte es durch meinen Kopf. Doch da pustete mich der liebenswerte ungarische Vollblütler schon wieder und bedeutete mir, den Paletot auszuziehen. Wie unter einer Suggestion tat ich alles, was er von mir verlangte.

„Also aufgepaßt!" ging es wieder durch den Raum. „Hier, wo ich mache Strich, ist äußerste Grenze. Stellen Sie ein!"

Die letzten Worte galten dem Operateur, dem „Mann der Kurbel", von dem in technischer Hinsicht des ganzen Filmes Heil abhängt.

Nun erklärte der ungarische Regiemeister blitzschnell, was zu machen wäre. Es handle sich um den Schluß eines Films, um die Verlobung, ich entsinne mich wohl noch —

Kurz, ich sage Dir, ich spielte, ein Kainz des Kientopps, ein Moissi der Zellulose! Du ahnst nicht, was in mir für Talente schlummern. Ich streichelte die weichen Hände meiner Partnerin, ich küßte ihre weiße Haut, ich umfing ihre schlanken Hüften, ich genoß den feinen Duft ihres Blondhaares — als ich sie auf Kommando des magyarischen Regisseurs, der „Kuß! Kussen!" in den Raum brüllte, wirklich küßte, da verjank alles um mich, und ich ließ nicht wieder locker. Auch sie versuchte nicht die geringsten Anstalten, mir zu entfliehen. Der Kurbler vollends machte sich ein Vergnügen daraus, diesen Dauerkuß in die Welt des Lichtes zu retten. Nur der Regie-Othello riß uns schließlich auseinander, als das Rattern des Aufnahmeapparates längst aufgehört hatte.

Während der Zeit, die wir nach der Aufnahme noch warten mußten, denn man muß doch wissen, ob der Film auch scharf ist usw., erklärte ich der süßen Julischka, wer ich sei, aus welchem Grunde ich eigentlich gekommen, und bat sie, das jedem symbolisch Vollzogene, die Verlobung nämlich, in die Wirklichkeit umzusetzen. Sie zögerte natürlich. Aber aber — errötend gestand sie, daß ich ihr sofort ungeheuer sympathisch gewesen sei, daß ich wirklich ausgezeichnet küssen könne und, wenn ich mir sonst nicht an ihrer Armut etwa einen Schreck hole, so könne man ja mal weiter darüber sprechen. Und so. Sie seufzte leise. Jetzt kam gleich der andere Verlobungskuß, und als der Regisseur uns wegen „unbejungten" Küssens in Ateliersstraße nehmen wollte, erklärten wir, daß es ganz „besupt" gewesen sei: Wir haben uns nämlich wirklich und wahrhaftig verlobt! Wieder rollten ungarische Augenbälle, aber schließlich machte er einen krummen Rücken und gratulierte uns: „Herzlich, aber ganz herzlich!" Und er war nicht schlecht erstaunt, als ich dann auch mein Inkognito lüftete, ihm meine Karte gab und ihn gleichzeitig einlud, so er einmal auf einer Geschäftsreise in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten käme, bei mir vorzusprechen, wo er dann auch Gelegenheit hätte, seine Julischka-Diva wiederzusehen. „Siehst Du", so schloß mein Freund, „nun habe ich meine deutsche Frau gefunden. Soeben komme ich vom Standesamt, wo ich unsere Hochzeit angemeldet habe. In drei Wochen ist sie. Du bist natürlich herzlich eingeladen!"

„Mensch! Ich gratuliere!" schrie ich auf und lachte. „Aber so billig kommst Du nicht davon —" Verwundert blickte er mich an.

„Na, frage nur, was los ist. Du geliebtes Kamel! Den Film: Vom Findling zur Millionärin, habe nämlich ich verfaßt, und nun gestatte ich mir ergebenst, Dir die Rechnung für die wenn auch unbewußte Vermittlung einer Ehe einzusenden. Ich wohne —" (doch das darf ich den lieben Leserinnen nicht sagen, sonst wollen sie alle von mir heiratsvermittelt sein).

Die Präsidentinnen der französischen Republik.

Die Präsidentinnen der Republik? Die französische Verfassung kennt keine solchen; vor ihren Augen ist die Gattin des jeweiligen Staatsoberhauptes nur eine Bürgerin, wie jede andere Französin eben auch. In der politischen Wirklichkeit freilich haben die französischen Präsidentinnen manchmal doch eine Rolle gespielt, wie z. B. die stolze Frau Casimir-Périer bekanntlich großen Anteil an dem schnellen Entschlusse ihres Gemahls, vom Amte zurückzutreten, gehabt hat. Vollends aber für die Repräsentation ist die Dame im Elysée von großem Belang, und der Eindruck, den der Hof und Haushalt des Präsidenten der französischen Republik auf ausländische, besonders auf fürstliche Besucher macht, hängt doch sehr davon ab, welche Rolle die „erste Frau Frankreichs" zu spielen weiß.

Die Reihe der französischen Präsidentinnen, zu der sich jetzt Frau Poincaré gesellt, ist mannigfaltig und interessant genug. Thiers, der erste der Präsidenten, hatte das Fräulein Dosne im Jahre 1833 geheiratet, als er schon Minister und sie erst 15 Jahre alt war. Er hat eine sehr glückliche Wahl getroffen. Frau Thiers war eine Frau von Geist und Schönheit, die die Intelligenz der jungen Republik würdig zu repräsentieren verstand. Es kam freilich ab und zu im Elysée zwischen dem Herrn Präsidenten und der Frau Präsidentin zu kleinen Szenen, denn Madame Thiers hatte ihren Willen und ihre Ansichten, — auch in der Politik, und einmal geschah es, daß Thiers in Gegenwart eines Fremden wie die leibhaftige Verkörperung des gallischen Hahnes auf seine Frau zuhrang und sie wütend ankrähte: „Schweigen Sie, Madame Thiers!" Das hinderte aber nicht, daß die Gattin des „Retters des Vaterlandes" ihren Platz im Elysée mit guter Haltung auszufüllen verstand.

Ihre Nachfolgerin bildete einen völligen Gegensatz zu ihr. Die Marischallin Mac Mahon entstammte dem großen Adel; für eine Castris war, wie Léon Groc in einem hübschen Aufsatze in „Le mais tout" hervorhebt, die Stellung der Präsidentin von Frankreich keine Erhöhung, sondern eher eine Erniedrigung. Sie wußte freilich ein vornehmes Haus zu führen, aber sie hielt sich im ganzen nach Möglichkeit aristokratisch zurück. 1872 hatte die französische Republik zum ersten Male die Ehre, einen fremden Potentaten bei sich als Gast zu sehen — es war der Schah von Persien; als in Versailles ein neuer Präsident gewählt wurde, da ward es als — Herrendiner organisiert; die Marschallin war nicht bei dieser Veranstaltung zugegen.

Wieder in vollkommenem Kontrast zog nach der geborenen Herzogin von Castries eine richtige Frau aus dem Volke, eine kleine Pariser Bürgerfrau in das Präsidentenpalais ein. Frau Grévy ließ auch im Elysée nicht von ihren alten Gewohnheiten und man erzählt sich, daß sie als Präsidentin den Korb über den Arm gehängt, zu Fuß auf den Markt gegangen ist, um ihre Einkäufe zu machen.

Erst mit Frau Carnot zog eine Vertreterin jener republikanischen Aristokratie in das Präsidentenpalais ein, die sich inzwischen gebildet hatte. Pauline Cécile Carnot war eine geborene Dupont-White, und verstand ihren Repräsentationspflichten gesichtet gerecht zu werden. Sie ist in der Reihe der Präsidentinnen wohl auch die erste, die sich mit vollem Eifer und in großem Umfange der Wohltätigkeitspflichten angenommen hat. Vollends Helene Cosimir-Périer fühlte sich als Angehörige des Bürgerabels. Das war eine große und glänzende Dame, die trotz aller Königinnen das Zeug hatte, als Gattin des Staatsoberhauptes zu fungieren.

Eine Nachfolgerin ihresgleichen hat sie bisher nicht erhalten. Frau Felix Faure zog sich so sehr es irgend möglich war, von allen Repräsentationspflichten zurück, und die wahre Herrin des Elysées war damals ihre Tochter, Fräulein Lucie, die in die Salons des Elysées einen interessanteren und frischeren Ton einzuführen verstand. Das war die Zeit, wo das gesellschaftliche Leben am Präsidentenhofe vielleicht reger und unterhaltender war, als je. Frau Loubet war eine feine Dame, die mit der Zartheit und Aufmerksamkeit einer guten bürgerlichen Hausfrau für ihre Gäste zu sorgen verstand und durch ihre Natürlichkeit und Hausmütterlichkeit sich auch die Gunst des russischen Herrscherpaares erworben hat. Und Frau Fallières schließlich zählte wiederum zur Klasse jener schlichten Bürgerfrauen, die am liebsten im Stillen wirken und denen die Pflichten der Repräsentation nicht ein Vergnügen, sondern eine unbequeme Last sind.

Jetzt nach langen Jahren bekommen die Pariser wieder einmal eine Präsidentin, die sehr hübsch und noch ziemlich jung ist und in die Räume des Elysée-Palastes, durch die einst die Marquise de Pompadour schritt, sicher die Götter der Anmut und der Grazie zurückbringen wird, die dort in den letzten Jahren betrübt ihr Haupt verhüllten.

Frau Raymond Poincaré, geborene Benucci, ist eine außerordentlich anziehende, mittelgroße, biegsame Erscheinung, die sich mit Vorliebe in helle, den Farben ihres Landes entsprechende Stoffe hüllt. Sie hat wenig von dem, was man unter „Pariser Chic" versteht. Sie ist ja auch keine Parisierin, aber sie bringt all den exotischen Reiz mit, der von den Töchtern des Landes, „wo die Zitronen blühen", ausgeht. Dunkle, mandelförmig geschnittene Augen blicken sanft aus ihrem ovalen, bleichen Gesicht, das von reichem, schwarzem Haar umrahmt ist. Eine fein geschnittene Nase, ein weicher Mund, zwei Reihen glänzender, weißer Zähne machen aus der neuen „Herrscherin der Franzosen" eine sehr entzückende Frau. Dazu kommt noch, daß sie ein eigenes großes Vermögen besitzt und es sehr freigebig in den Dienst der Wohltätigkeit stellt. Da der ersten Frau in Frankreich das Glück, Kinder zu haben, versagt ist, wendet sie ihre ganze Liebe den Tieren zu. Die Spatzen der Rue de Commandant-Marchand werden ihre schönen, mit Ringen etwas überladenen Hände gewiß am schmerzlichsten vermissen, die Hände, die ihnen seit Jahren regelmäßig Brotkrumen in den Garten und aufs Fensterbrett streuten. „Gri-Gri", Mouchy und „Scot", der weiße Köter, siedeln natürlich mit ins Elysée hinüber, und auch der Hühnerhof, der Frau Poincarés Stolz und Entzücken bildet, dürfte mit dem Umzug aus dem schmalen, engen Garten in den Park des Faubourg-Saint-Honoré nicht unzufrieden sein!

Uebrigens ist Frau Poincaré eine Feinschmeckerin ersten Ranges und ihr Tisch in ganz Paris berühmt. Man kann sich demnach der berechtigten Hoffnung hingeben, daß die mittelmäßige Kost im Elysée wieder etwas besser werden wird. Und wenn das alles noch nicht genügen sollte, um den Glauben an die vielen guten Eigenschaften der neuen Frau Präsidentin der Republik festzustellen, so müssen doch gewiß alle Leser bewundernd das Haupt beugen, wenn sie hören: Frau Poincaré lebt seit vielen Jahren mit ihrer Schwiegermutter in bestem Einvernehmen unter demselben Dach!! . . .

Boccaccio und die Frauen.

Von Gertrud Krähe.

Seit sechshundert Jahren steht Giovanni Boccaccio da Certaldo als Stern erster Größe am Weltthimmel. Der Glanz dieses leidenschaftlich funkelnden Sterns wird niemals verblassen, er leuchtet so herrlich wie am ersten Tag, und er wird einmal noch noch heller strahlen, sobald man erkannt hat, daß Boccaccios Hauptwerk nicht eigentlich der Decamerone ist, sondern der völlig vergessene „Filostrato", ein Liebesgedicht in Ottaven, dem die Italiener nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen haben. Vollwertig sind die Schicksale der großen Dichtungen und der großen Dichter. Was weiß man heute davon, daß Messer Giovanni in seiner „Fiametta" „Goethes Werther" und in seiner Hirtendichtung „Ninfale Fiesolano" Lord Byrons „Don Juan" vorgeahnt, vorgebildet hat? Fünfhundert Jahre vorher! Was weiß man heute noch davon, daß Boccaccio den Homer wieder entdeckt, die Schonzeit ausgerauchert und das Zeitalter des Humanismus heraufgeführt, Dante auf den Weltthron erhoben, die Grundlage literarischer Kritik gelegt hat, daß er als Forscher, Gelehrter, Bibliothekar, Professor, Astronom und Diplomat und vor allem als Besieger des völkermordenden Aberglaubens und Fanatismus mindestens ebenso bedeutend gewesen ist wie als Dichter? Boccaccio war der allergrößte Einer, der erste Weltbürger. Nun begeben wir in diesen Tagen die Feier seines 600. Geburtstages und begnügen uns immer noch, ihn lediglich als ersten Prosaiker der Italiener und größten Novellisten der Weltliteratur zu rühmen an der Hand des Decameron, der hundert Novellen. So helles Licht auch sonst über das Leben und Wirken des Boccaccio verbreitet ist, so hüllt sich sein Ursprung in ebenso tiefes Dunkel. Drei Städte streiten sich um die Ehre des Geburtsortes, Florenz, Certaldo in Toskana und Paris. Als ein Sohn der freien Liebe wußte aller Wahrscheinlichkeit der Dichter selbst nichts Sicheres anzugeben, auch der Tag seiner Geburt blieb ihm verborgen. Lediglich das Jahr 1313 hat uns sein ältester Biograph Filoppo Villani, der große Florentiner Chronist und Journalist, überliefert.

Boccaccio war, wie so mancher andere großs Künstler, eine von Grund auf leidenschaftliche und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130126026/fragment/page=0002